

Silvia
Stolzenburg

*Die Herrin der
verbotenen Künste*

UND

DER
WIEDER
GÄNGER

Weltbild

Eine bösartige Hexenjagd und zwei treue Herzen

Esslingen im 15. Jahrhundert: Nach Monaten, die die junge Katharina als »Meisterin der verbotenen Künste« unter fahrendem Volk verbracht hat, kehrt sie in ihre Heimatstadt Esslingen zurück und kann ihren Liebsten, den Weinhändler Lukas, wieder in die Arme schließen. Doch dann verstört eine Reihe grausamer Morde die ganze Stadt. Katharinas Feinde sorgen nur zu gern dafür, dass der Verdacht auf die junge Frau fällt. Gemeinsam mit Lukas versucht sie, den wahren Täter zu finden. Doch es ist ein schier aussichtsloser Wettlauf mit der Zeit ...

Der dramatische dritte Band der mitreißenden Esslingen-Saga

Die Esslingen-Trilogie

Band 1: Die Tochter der verbotenen Künste und das Teufelskomplott

Band 2: Die Meisterin der verbotenen Künste und die Meuchelmörder

Band 3: Die Herrin der verbotenen Künste und der Wiedergänger

Silvia Stolzenburg

Die Herrin der verbotenen Künste und der Wiedergänger

Roman

Weltbild

Die Autorin

Silvia Stolzenburg hat immer schon Bücher geliebt. Da war es nur folgerichtig, dass sie irgendwann anfing, selbst welche zu schreiben. Und als sie mit ihren historischen Romanen und Krimis auch noch Erfolg hatte, konnte sie nicht mehr aufhören ... Die Autorin lebt und arbeitet auf der Schwäbischen Alb.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright © 2022 by Silvia Stolzenburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler,
München

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Covergestaltung: Alexandra Dohse - www.grafikkiosk.de, München

Titelmotiv: Alexandra Dohse, www.grafikkiosk.de unter Verwendung von Bildern von AKG-
Images / historic-maps und Shutterstock Images / (c) Irina Bg, faestock und AKaiser

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-915-2

Für meinen Sonnenschein, die beste Hälfte

Kapitel 1

Im Umland von Nürnberg,
Oktober 1449

»Ich bring dich um!« Mit einem Wutschrei stürzte sich der Angreifer auf Katharina, die wie vom Donner gerührt auf das Messer in ihrer Hand starrte. Blut quoll aus einer Wunde in seiner Brust, während sich sein Gesicht in eine furchterregende Fratze verwandelte. Obwohl dort, wo sein Herz war, ein hässliches Loch klaffte, legte er ihr die Hände um den Hals und drückte mit aller Kraft zu. Während sie verzweifelt versuchte, sich zu wehren, verstärkte sich sein Griff weiter, bis ihr schwarz vor Augen wurde. Ihr Herz hämmerte so heftig, dass es sich anfühlte, als wollte es ihren Brustkorb sprengen, und das Rauschen in ihren Ohren schwoll zu einem Tosen an. Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch außer einem erstickten Röcheln brachte sie keinen Ton zustande.

»Du hättest dich fügen sollen«, zischte er und beugte sich so dicht über sie, dass ihr sein fauliger Atem ins Gesicht schlug. In seinen Augen glommen Hass und Begierde. Dann zückte er sein Messer und holte aus, um ihr die Klinge ins Herz zu treiben ...

Keuchend und wild um sich schlagend fuhr sie aus dem Schlaf auf und brauchte einige Augenblicke, um zu begreifen, dass es sich nur um einen neuerlichen Albtraum handelte. Mit einem Schaudern fasste sie sich an die Kehle und betastete die Haut, auf der die Finger des Angreifers brennende Male hinterlassen zu haben schienen. Jede Nacht fühlte es sich mehr danach an, als würde der Mann, den sie in Notwehr erstochen hatte, aus dem Grab nach ihr greifen. Obwohl ihr ein Priester die Absolution für die schrecklichste aller Sünden erteilt hatte, war Gott offenbar noch lange nicht bereit, ihr zu vergeben. Warum sonst sollte er sie andauernd mit dem quälen, was ihre Seele für alle Ewigkeit befleckte? Zwar hatte ihre Hand die Klinge nicht willentlich geführt, dennoch hatte sie ein Leben genommen; ein abgrundtief böses Leben, aber das machte die Tat nicht weniger ungeheuerlich.

Das Heulen des Windes, der an dem Holzladen vor dem winzigen

Fenster rüttelte, verstärkte das Schaudern, weshalb sie die warme Decke enger um sich schlang. Regentropfen trommelten aufs Dach des Wagens, in dem es nach Räucherwerk und feuchtem Holz roch. Während sie versuchte, nicht an die furchtbaren Stunden im Keller des Mörders zurückzudenken, fragte sie sich, ob Lukas noch am Leben war. Wenn Gott sie für ihre Taten bestrafen wollte ... Die Vorstellung, nach Esslingen zurückzukehren, nur um zu erfahren, dass Lukas im Krieg gegen den Grafen von Württemberg gefallen war, erschien ihr unerträglich. Ihr Herz zog sich so schmerzhaft zusammen, dass sie die Hand auf die Brust drückte. Ich liebe ihn so sehr, dachte sie und blinzelte, als Tränen in ihren Augen aufstiegen.

Da an Schlaf nicht mehr zu denken war, starrte sie einige Zeit in die Dunkelheit, in der seltsame Schemen zu tanzen schienen. Obwohl sie wusste, dass die Augen ihr einen Streich spielten, warf sie schließlich die Decke zurück, tastete nach der Kerzenlampe neben dem Bett und machte Licht. Wie erwartet, befand sie sich allein im Wagen, dennoch blieb das unheimliche Gefühl, von jemandem beobachtet zu werden. Mit einer Gänsehaut auf den Armen zog sie sich an und setzte sich an den Tisch, an dem sie normalerweise diejenigen empfing, die Hilfe bei ihr suchten. Je länger sie als Meisterin der verbotenen Künste durchs Land zog, desto weiter entfernte sie sich von einer gemeinsamen Zukunft mit Lukas, dachte sie verbittert. Was, wenn ihre schlimmsten Befürchtungen wahr wurden? Wie sollte sie ohne ihn weiterleben? All die Zeit über hatte nur die Liebe für ihn sie stark sein lassen. Erneut wurde ihr die Kehle eng, und sie schlug die Hände vors Gesicht. Dabei streifte sie mit dem Ärmel ein kleines Salzfläschchen auf dem Tisch, das mit einem Klirren zu Boden fiel und entzweigte.

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, seufzte sie, ging auf die Knie und hob die Scherben auf. Dann fegte sie das Salz auf und füllte es in eine Schale. Dem Aberglauben zufolge, dem so viele Menschen anhängen, bedeutete das eigentlich sieben Jahre Unglück. Doch Katharina wusste, dass das, was ihr und Lukas widerfahren war, nichts mit bösen Mächten zu tun hatte. Sie lachte freudlos. Wenigstens hatten ihr Vater und seine Mitverschwörer ihre gerechte Strafe bekommen, dessen war sie sicher. Sobald sie Esslingen erreichte, musste es Lukas irgendwie gelingen, eine

zweite Lepraschau zu erwirken, damit sie endlich für rein befunden wurde. Das Innere des Wagens verschwamm vor ihren Augen, als erneut Tränen in ihr aufstiegen.

Ein Geräusch ließ sie innehalten und lauschend den Kopf auf die Seite legen. Mit einem Schniefen trocknete sie sich die Augen und nahm die Lampe in die Hand. Sie vernahm ein weiteres Klirren, dem ein Schnauben folgte. Machte das schlechte Wetter die Pferde der Geleitknechte unruhig? Oder schlichen Strauchdiebe um den Wagen und die Zelte der Söldner? Mit einem dumpfen Gefühl erinnerte sie sich an den Überfall im Lager der Fahrenden, bei dem sie mit Wala zusammengetroffen war. Sie war froh, die Kleine in Nürnberg zurückgelassen und nicht den Gefahren der Reise ausgesetzt zu haben. Bei der Hebamme Gret würde das Mädchen ein gutes Leben haben, besser als in der Obhut einer Frau, deren Zukunft mehr als ungewiss war. Als ein weiteres Geräusch an ihr Ohr drang, griff sie nach einem langen Messer, umklammerte es mit heftig klopfendem Herzen und löschte das Licht. Dann schlich sie auf Zehenspitzen zur Tür, um sie behutsam zu entriegeln.

Zuerst konnte sie in der Dunkelheit der wolkenverhangenen Nacht nicht viel erkennen, doch dann nahm sie eine Bewegung im Augenwinkel wahr. Dem Geräusch einer schnalzenden Zunge folgten ein leises Wiehern und das Geräusch von Hufen auf dem aufgeweichten Boden. Zu spät begriff sie, was vor sich ging: die Männer, die sie für ihren Schutz bezahlt hatte, machten sich aus dem Staub.

»Wartet!«, rief sie und lief ungeachtet des Regens ins Freie. »He!« Sie ruderte wild mit den Armen. »Wo wollt ihr hin?«

Anstelle einer Antwort trieben die Söldner die Pferde weiter an und verschwanden kurz darauf in der Dunkelheit.

»Was soll das?« Voller Furcht stolperte Katharina zurück in den Wagen, um die Lampe zu holen, die sie mit zitternden Händen entzündete. Das Messer in der einen Hand, das Licht in der anderen, beleuchtete sie den Platz, auf dem sich die Zelte der Geleitknechte befunden hatten. Außer dem niedergedrückten Gras und einem erkalteten Feuer war keine Spur mehr von den Männern zu entdecken.

Sie spürte den Regen kaum, der von einem kalten Ostwind übers

Land gefegt wurde. Fassungslos blickte sie auf die Überreste der Hühner, die die Söldner zum Abendessen am Spieß gebraten hatten, während ihr klar wurde, was der feige Verrat für sie bedeutete. Ohne den Schutz der Reiter war sie eine leichte Beute für all die umherziehenden Plünderer und Diebe, die trotz der Friedensverhandlungen zwischen den Fürsten und Reichsstädten durch die Gegend streiften. Allein in ihrem Wagen war es nur eine Frage der Zeit, bis sie überfallen, beraubt oder geschändet wurde. Eisige Furcht griff nach ihrem Herzen. Allem Anschein nach war Gottes Zorn noch lange nicht beschwichtigt.

Kapitel 2

Sobald der erste helle Streifen am Horizont auftauchte, schirte Katharina ihre Stute an und kletterte auf den Bock ihres Wagens. Da sie den Rest der Nacht damit zugebracht hatte, die Umgebung zu beobachten, um auf einen eventuellen Überfall vorbereitet zu sein, waren ihre Glieder steif und ihre Augenlider schwer. Allerdings vertrieb die Furcht die Müdigkeit, weil sie wusste, dass sie sich keine Schwäche erlauben durfte. Froh darüber, den Wagen vor geraumer Zeit mit magischen Symbolen bemalt zu haben, versuchte sie sich einzureden, dass der Aberglaube der Menschen ihr einen gewissen Schutz bieten würde, war sich jedoch klar, dass sie sich nicht darauf verlassen konnte. Ihre einzige Hoffnung bestand darin, auf eine Gruppe von Händlern oder Reisenden zu stoßen, denen sie sich anschließen konnte. Fast wünschte sie sich, irgendwo die Zelte der Fahrenden zu entdecken, mit denen sie so lange durch die Lande gezogen war. Mit bangem Herzen trieb sie ihre Stute an und lenkte sie zurück zu der Straße, die sie am Vorabend verlassen hatten. Ihr Wagen und die Hufe der Pferde hatten tiefe Spuren im Schlamm hinterlassen, in denen sich kleine Pfützen gebildet hatten. Fröstelnd wickelte sie ihren Mantel um die Beine und zog die warme Pelzmütze tiefer in die Stirn.

Vor ihr erstreckte sich auch an diesem Tag eine trostlose Ödnis. Die meisten Bäume waren längst kahl, nur einige Eichen trugen noch ihr buntes Kleid. Inmitten der schlammigen Felder und Wiesen lagen die verkohlten Ruinen von einsamen Gehöften und Dörfern, deren Bewohner entweder geflüchtet oder erschlagen worden waren. Weit und breit regte sich nichts außer ein paar Krähen, die sich um Regenwürmer stritten. Obwohl der Weg länger war, hatte sie beschlossen, über Augsburg und Ulm nach Esslingen zu fahren, um sich so kurz wie möglich in württembergischem Gebiet aufzuhalten. Wer konnte schon wissen, wie lange die Waffenruhe anhielt.

Seit dem Aufbruch aus Nürnberg hatte sie kaum mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt, da das Fortkommen mühsam, der Weg zum Teil nur schwer passierbar war. Tiefe Schlaglöcher bargen die Gefahr eines Radbruchs, der sie zur leichten Beute machen würde. Bist du das nicht

ohnehin?, fuhr es ihr durch den Kopf. Warum machte sie sich etwas vor? Ohne den Schutz der Söldner würde sie vermutlich nicht einmal die nächste Stadt erreichen.

Ihre Stute, die ihre Beklemmung zu spüren schien, warf mit einem Schnauben den Kopf, als wollte sie ihr zustimmen.

»Keine Angst«, murmelte Katharina. »Dir werden sie nichts tun.«

Ein lauter Knall ließ sie zusammenzucken und hastig die Zügel anziehen, da sich die Stute ebenfalls erschreckt hatte. Weitere Geräusche – eindeutig Schüsse – folgten. Ihr Herz setzte einen Schlag aus, als sie in einiger Entfernung, hinter einer Reihe von noch nicht ganz kahlen Büschen, ein halbes Dutzend Männer entdeckte, die ihre schweren Büchsen auf einen gefällten Baum gelegt hatten, um auf eine Gruppe von verängstigt zusammengedrängten Bauern zu zielen. Allem Anschein nach machten sie sich einen Spaß daraus, den Bewohnern der beiden halb abgebrannten Gehöfte Angst einzujagen. Ihr Gelächter vermischte sich mit den furchtsamen Schreien der Frauen und Kinder, die auf den Knien im Schlamm lagen.

»Noch mal!«, hörte sie einen der Kerle rufen.

»Haltet still!«

»Bitte verschont uns!«, flehte ein alter Mann.

Gelächter war die Antwort, dann folgten weitere Schüsse.

Mit Grauen erinnerte Katharina sich an den Tag, an dem sie sich auf einer der Burgen des Grafen von Württemberg in derselben Lage befunden hatte. Ihr Leben verdankte sie einem glücklichen Umstand und der Tatsache, dass die schweren Hakenbüchsen ihr Ziel so gut wie nie trafen. Wenn Gott den Dörflern gnädig war, würden auch sie mit einem blauen Auge davonkommen. Obwohl sie sich für ihre Feigheit schämte, war ihr klar, dass sie nichts gegen eine Gruppe von bewaffneten Männern ausrichten konnte. Deshalb trieb sie ihre Stute wieder an und sandte ein Stoßgebet zum Himmel, dass die Kerle sie nicht bemerkten.

Der Büchsendonner war noch lange zu hören, und als er abriß, fragte sie sich, ob die Schützen den Spaß verloren oder die Kugeln wider Erwarten ihr Ziel gefunden hatten. Den Gedanken daran, was den Mädchen und Frauen bevorstand, wagte sie nicht zu Ende zu

denken. Doch sie konnte den Leuten nicht helfen, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Was nutzte es den Bauern, wenn sie umkehrte?

Ihre Stute warf erneut schnaubend den Kopf und kam zum Stehen.

»Was ist?« Katharina schnalzte ungeduldig mit der Zunge. »Weiter!« Doch die Stute rührte sich nicht von der Stelle.

Es dauerte einige Augenblicke, bis Katharina begriff, warum. In der Nähe der nächsten Weggabelung entdeckte sie einen großen, rüdig aussehenden Hund im Straßengraben, der mit angelegten Ohren die Zähne fletschte. Seine Schnauze war rot, auch das Fell wies einige rostfarbene Flecken auf. Allem Anschein nach hatte sie das Tier bei irgendetwas gestört. Als eine Windböe in ihre Richtung wehte, stach ihr der süße Geruch von Verwesung in die Nase.

Mit einem feindseligen Knurren sprang der Hund aus dem Graben und stand einige Augenblicke unschlüssig auf der Straße. Erst jetzt sah Katharina, dass er etwas im Maul hatte.

»Verswinde!«, rief sie und fuchtelte mit den Armen. »Hau ab!«

Der Hund rührte sich nicht.

»Mach, dass du wegstommst!« Sie hob drohend den langen Stock, der in einer Halterung neben dem Bock steckte.

Mit einem Laut, der halb Jaulen, halb Knurren war, senkte der Hund den Kopf, zog den Schwanz ein und machte kehrt.

Erst als er im Gestrüpp verschwunden war, ließ sich Katharinas Stute dazu bewegen, den Wagen wieder anzuziehen. Als sie bei der Stelle ankamen, wo sie den Hund aufgeschreckt hatten, verstärkte sich der Gestank, und trotz der Kälte hörte Katharina das Surren unzähliger Fliegen. Obwohl ihr Verstand ihr riet weiterzufahren, zügelte sie das Pferd und sprang nach kurzem Zögern vom Bock.

Die Stute warf erneut unruhig den Kopf.

»Der Hund ist fort«, beruhigte Katharina sie. Dann näherte sie sich vorsichtig dem Graben, in dem es vor Fliegen nur so wimmelte. Sie war kaum nah genug, um einen Blick hineinzuworfen, als sich ein schwarzer Schwarm erhob und das Weite suchte, nur um kurz darauf zu dem zurückzukehren, was in einer Lache aus abgestandenem Wasser lag.

»Heilige Muttergottes!«, murmelte Katharina und schlug entsetzt die Hand vor den Mund. Nur mit Mühe war noch zu sehen, dass es sich um

drei Menschen handelte, die schon seit geraumer Zeit dort liegen mussten. Ihre Körper waren von Wunden und Tierbissen entstellt, die Gesichter nicht mehr zu erkennen. An den Überresten der Kleidung wurde deutlich, dass es sich um Bauern handeln musste – einen Mann, eine Frau und ein Kind. Vermutlich waren sie auf der Flucht in die Hände von Räubern gefallen, die kurzen Prozess mit ihnen gemacht hatten.

»Der Herr sei euren Seelen gnädig«, flüsterte sie, bekreuzigte sich und wich vor dem schrecklichen Anblick zurück. So schnell sie konnte, kletterte sie zurück auf den Bock und lenkte den Wagen weiter über den aufgeweichten Boden. Lange Zeit holperte das Gefährt mit knarrenden Rädern Richtung Süden, doch außer ein paar durchnässten Fußgängern begegnete Katharina keiner Menschenseele. Weit und breit war keine Spur von Kaufleuten oder Reisenden zu entdecken, deren Gegenwart ihr Schutz hätte bieten können.

Als sich der Regen nach einigen Stunden verstärkte, machte sie am Rand eines abgeernteten Feldes unter alten Linden Halt, die noch nicht vollständig kahl waren. Dort wollte sie versuchen, ein Feuer zu entzünden. Ihr Magen knurrte, da sie vor ihrem hastigen Aufbruch nur einen Kanten Brot gegessen hatte. Wie die treulosen Geleitknechte hatte auch sie unterwegs zwei gerupfte und ausgenommene Hühner von einem Bauern gekauft, von denen noch eines übrig war. Nachdem sie ihre Stute an einem Ast festgebunden hatte, schnitt sie einen Zweig ab und spitzte ihn an, um das Huhn daran zu braten. Dann holte sie etwas trockenes Holz aus dem Wagen und entzündete ein Feuer unter einer der Linden. Sobald es brannte, fachte sie es weiter an und wartete, bis sich genügend Glut gebildet hatte, ehe sie zwei gegabelte Äste in den Boden steckte. Wenig später tropfte das Fett des Huhns zischend ins Feuer.

Während der Regen auf das bunte Laubdach prasselte, wärmte Katharina sich die Hände am Feuer und warf einen Blick an den Himmel. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, wie weit sie sich schon von Nürnberg entfernt hatte; weit konnte es bei dem schlammigen Boden nicht sein. Sie durfte sich keine lange Rast erlauben. Ungeduldig drehte sie den Spieß mit dem Huhn, bis die Haut knusprig und das Fleisch gar

war. Vorsichtig, um sich nicht die Finger zu verbrennen, hob sie den Speiß aus der Halterung und ließ das Huhn auf ein Brett gleiten. Hungrig zerteilte sie es mit einem großen Messer, schnitt eine Scheibe Brot ab und biss in ein Hühnerbein. Kurz darauf brachte sie die Reste in den Wagen und löschte das Feuer, da sie fürchtete, der Rauch könnte Feinde anlocken. Es glich einem Wunder, dass sie ohne den Schutz der Söldner so weit gekommen war, ohne auf Wegelagerer zu stoßen.

»Wir müssen weiter«, sagte sie und band ihre Stute los.

Kapitel 3

Gerade hatte sie das Tier wieder angeschirrt, als eine Abteilung von zehn Reitern am anderen Ende des Feldes auftauchte.

»Gütiger Jesus, steh mir bei!«, murmelte Katharina und verfolgte erschrocken, wie einer der Reiter in ihre Richtung zeigte. Daraufhin trieben seine Begleiter die Pferde an. Schwere Erdklumpen flogen in alle Richtungen davon, aufgewühlt von den Hufen, als die Soldaten über den Acker auf sie zuritten. Schon von Weitem waren sie als Männer des Markgrafen Albrecht Achilles zu erkennen, dessen Wappen auf ihren Waffenröcken prangte.

Einen Augenblick erwog Katharina, Pferd und Wagen stehen zu lassen und zu Fuß in den nahe gelegenen Wald zu flüchten. Doch ihr war klar, dass sie nicht weit kommen würde. Vermutlich würden die Soldaten sie einholen, bevor sie den Waldrand erreichte. Ihr blieb nichts anderes übrig, als hilflos zuzusehen, wie sie immer näher kamen.

Als sie sie erreichten, zügelten sie die Pferde. Während einer von ihnen eine Armbrust auf sie anlegte, sprangen die anderen aus dem Sattel und zogen die Schwerter.

Katharina bekreuzigte sich. »Das walte Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist«, hob sie an.

»Halt dein Maul!«, herrschte derjenige, den sie für den Anführer der Abteilung hielt, sie an. Sein Harnisch glänzte unter dem bunten Waffenrock, auf seinem Helm wippte eine Feder. Sein Gesicht war hart und von tiefen Pockennarben entstellt. Mit wenigen langen Schritten war er bei ihr, packte sie beim Kragen und legte ihr die Klinge an die Kehle. »Wer bist du? Was hast du hier zu suchen?«

Katharina versteifte sich, als der scharfe Stahl ihre Haut verletzte.

»Ich frage nur einmal!«, knurrte der Soldat.

»Ich bin auf der Durchreise.«

»Woher kommst du? Aus Nürnberg?«

Sie schwieg.

»Antworte!«

»Ja«, hauchte sie, da er den Druck der Klinge weiter verstärkte.

»Wir sollten kurzen Prozess mit ihr machen«, meldete sich einer der

anderen Reiter zu Wort. »Sie ist bestimmt eine Späherin. Wenn wir sie an einem der Bäume aufhängen ...«

»Ich bin keine Späherin!«, protestierte Katharina.

»Was bist du dann?« Der Blick des Anführers wanderte zu ihrem Wagen. »Ein fahrendes Weib?«

»Nein!«

Seine Augen verengten sich. »Was sind das für Kritzeleien?« Er bedeutete einem der anderen Soldaten, den Wagen genauer in Augenschein zu nehmen. »Sieh nach, ob sich da drin noch andere verstecken!«

»Ich bin allein.« Katharina stieß einen Schrei aus, als er ihr einen Schlag versetzte.

»Du redest nur, wenn du gefragt wirst!«

»Hier ist niemand!«, rief der Mann, der im Wagen verschwunden war. »Aber ich habe das hier gefunden.« Er hielt den Totenkopf in die Höhe.

»Bei allen Teufeln!« Der Druck der Klinge ließ etwas nach, als der Anführer den Schädel beäugte. »Was hat das zu bedeuten?«

»Ich bin eine Meisterin der magischen Künste«, erklärte Katharina.

»Eine was?«

»Ich kann böse Geister bannen, die Zukunft deuten und mit Gottes Hilfe allerlei Krankheiten bei Mensch und Vieh heilen«, setzte sie hinzu. Der Ausdruck in den Augen der Männer ließ sie neue Hoffnung schöpfen. Die Verunsicherung war ihnen deutlich anzusehen.

»Du bist eine Hexe?«

»Es ist Gott, kein Dämon, der Wunder wirkt und mir Zeichen gibt«, wiederholte sie, was sie schon so oft gesagt hatte, um den Menschen die Angst zu nehmen.

»Das ist doch alles nur fauler Zauber!«, knurrte der, der den Totenschädel hielt. »Das Ding ist nicht echt.« Er klang enttäuscht.

»Trotzdem kann ich mit seiner Hilfe sehen, was dem menschlichen Auge sonst verborgen bleibt«, log Katharina. Wenn es ihr gelang, die Soldaten davon zu überzeugen, dass sie keine Späherin war, würden sie sie vielleicht weiterziehen lassen. »Was hattest du in Nürnberg zu suchen?«, wollte der Anführer wissen.

»Ich biete meine Dienste überall an«, wich sie aus. »Es gibt viele

Menschen, die meine Hilfe suchen.«

»Ist das so?« Er ließ die Hand mit dem Schwert sinken und schien einen Augenblick zu überlegen. »Und du kannst in die Zukunft sehen und Krankheiten heilen, sagst du?«

Sie nickte.

»Dann wirst du mit uns kommen.«

Katharina ließ die angehaltene Luft entweichen. »Wohin?«, wagte sie zu fragen.

»Nach Schwabach zum Markgrafen.«

Mit dieser Antwort hatte sie nicht gerechnet. Zwar wusste sie, dass der Sitz des Markgrafen nicht weit von Nürnberg entfernt war, allerdings war ihr nicht klar gewesen, dass ihr Weg sie in seine Nähe führen würde.

»Hat es dir die Sprache verschlagen?«, höhnte der Soldat, der immer noch den Totenschädel in der Hand hielt. »Wenn du in die Zukunft sehen kannst, hättest du das doch vorhersagen können.« Er lachte.

Einige der anderen stimmten in das Gelächter mit ein, doch der Anführer brachte sie mit einer ungeduldigen Bewegung zum Schweigen. »Wenn sie die Wahrheit sagt, wird der Graf uns fürstlich belohnen«, sagte er.

»Und wenn nicht?«

»Landet sie als Späherin am Galgen.«

»Du glaubst doch wohl nicht ...«, hob der mit dem Schädel an.

»Bring das Ding zurück in den Wagen!«, herrschte der Anführer ihn an. »Und du, steig auf den Bock!« Er versetzte Katharina einen Stoß.

Auf unsicheren Beinen umrundete sie den Wagen und tat wie geheißen. Ihre Hände zitterten, als sie die Zügel aufhob und ihre Stute antrieb.

Flankiert von den Soldaten, folgte sie dem Anführer zur Straße, wo sie nach Westen abbogen. Obwohl der Regen inzwischen nachgelassen hatte, war das Fortkommen beschwerlich, weshalb es über eine halbe Stunde dauerte, bis die Mauern einer stark befestigten Stadt in Sicht kamen. Die Straße führte auf zwei dicht beieinander liegende Tore zu, die mit Vorwerken verstärkt waren. Auf der gewaltigen Mauer waren Männer mit Hakenbüchsen und Armbrüsten zu sehen, außerdem

glotzten Geschütz­mündungen auf diejenigen hinab, die sich der Stadt näherten.

Nachdem sie eines der großen Tore passiert hatten, brachten die Soldaten Katharina zur Burg, in deren Hof es von Bewaffneten nur so wimmelte. Überall sah sie junge Männer in bunten Röcken, Pferde und Geschützwagen. Das Banner des Markgrafen flatterte im Wind, der neue Wolken aus dem Norden herantrieb. Am Ende des Hofes, unter einem von verblühten Rosen umrankten Torbogen, entdeckte sie eine Gruppe von Hofdamen, die kichernd die Köpfe zusammengesteckt hatten. Vermutlich beobachteten sie die jungen Gecken, deren Röcke zum Teil so kurz waren, dass man mehr sehen konnte, als sich gehörte.

Der Anführer der Soldaten winkte einen Burschen herbei und befahl ihm, Katharinas Wagen zum Rand des Hofes zu fahren und die Stute abzuschirren. Sie selbst packte er beim Arm und bugsierte sie zu einer breiten Treppe, die zum Haupttor der Burg führte. Wenig später fand sie sich in einer riesigen Gewölbehalle wieder, die von mehreren Leuchtern erhellt wurde.

»Wo ist der Graf?«, erkundigte der Anführer sich bei einem Bediensteten.

»Da drüben.« Der Mann zeigte mit dem Daumen zu einer Tür, neben der zwei Wachen postiert waren. »Sein Bruder ist bei ihm.«

»Umso besser«, murmelte der Anführer. An Katharina gewandt, sagte er: »Ich hoffe um deinetwillen, dass du die Wahrheit gesagt hast!«

Kapitel 4

Freie Reichsstadt Esslingen,
Oktober 1449

An diesem Morgen war das Gefühl, dass großes Unglück drohte, besonders stark. Seit Anbruch des Tages versuchte Lukas, die Unruhe, die ihn um den Schlaf brachte, mit Arbeit zu vertreiben, doch immer wieder hielt er inne, um zum Hoftor zu blicken. Seit der König und einige Pfalzgrafen versuchten, Frieden zwischen den verfeindeten Parteien zu stiften, war etwas, was an Normalität erinnerte, in Esslingen eingekehrt, auch wenn die Verwüstung des Umlandes viele Menschen die Existenz gekostet hatte. Da die Weinberge zum Großteil zerstört waren, rannten die reichen Kunden ihm fast die Tür ein, um sich für die langen Herbst- und Winterabende mit Muskateller, Clarêt und süßem ungarischen Wein einzudecken.

»Wie viel verlangst du dafür?«, ereiferte sich ein erbostes Ratsmitglied. »Bist du von Sinnen?«

Lukas zuckte mit den Schultern. »Wenn Euch der Wein zu teuer ist ...« Er zeigte auf die zahlreichen Handkarren und Fuhrwerke, die bereits im Hof warteten.

»Du bist ein elendiger Halsabschneider!«, keifte der Ratsherr. »Man sollte dir das Handwerk legen!«

»Soll ich meinen Wein verschenken?«, schoss Lukas ungehalten zurück. Was erwartete der Kerl? Dass er ihm einen Sonderpreis machte, nur weil er im Rat saß? Dieser Gedanke führte unweigerlich zu Katharinas Vater, Markus Schühlin, der nach wie vor mit der Kette des Kämmerers auf der stolzeschwellten Brust durch die Stadt stolzierte. »Bezahlt oder lasst es«, brummte er.

Einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte der Ratsherr wütend davonstürmen, doch dann gab er seinem Begleiter ein Zeichen, woraufhin dieser zwei Fässer über eine Planke auf seinen Wagen rollte. »Der Herr soll dich für deine Habgier strafen!«, knurrte er, nachdem er Lukas die geforderte Summe in die Hand gezählt hatte.

»Euch auch noch einen schönen Tag.« Lukas tippte sich mit einem spöttischen Lächeln an die Kappe. Er hatte wahrlich andere Probleme als den Geiz dieses stinkreichen Kerls. Wenn die Boten, die er ausgeschiedt hatte, um nach Kathi zu suchen, nicht bald mit guten Nachrichten zurückkehrten, würde er den Verstand verlieren! Jeden Abend betete er, dass sie und die Fahrenden, denen sie sich angeschlossen hatte, in Sicherheit waren. Immer wieder nagte die Furcht an ihm, dass der Bärenführer Lucio auch ihr übel mitgespielt haben könnte und sie irgendwo im Loch saß. Wenn doch dieser elendige Krieg nur endlich vorbei wäre! Dann könnte er selbst aus der Stadt reiten, um sie nach Hause zu holen. Mit jedem Tag, der verstrich, nahm seine Furcht vor Schühlin's wachsendem Einfluss zu. Was, wenn der Mistkerl versuchen würde, die neuerliche Lepraschau zu verhindern?

Als ein Reiter im Hof auftauchte, tat sein Herz einen Satz. Allerdings handelte es sich nicht um einen seiner Boten, sondern zu seiner Verwunderung um Landolf Burgermaister, den Gemahl von Katharinas Schwester Barbara.

»Ich muss dich sprechen«, kam er ohne Höflichkeitsfloskeln zur Sache.

Lukas runzelte erstaunt die Stirn. Hatte Burgermaister es sich anders überlegt? Wollte er ihm jetzt doch helfen, Kathis Ruf wiederherzustellen? Er machte eine auffordernde Handbewegung.

»Nicht im Hof«, brummte Burgermaister.

»Dann kommt ins Haus.« Lukas, dessen verstauchter Knöchel inzwischen vollkommen verheilt war, ging voran und führte Burgermaister ins Obergeschoss, wo sich die Stube befand. »Was liegt Euch auf dem Herzen?«, erkundigte er sich.

»Schühlin«, war die mürrische Antwort.

Lukas lachte freudlos. »Das glaube ich gern«, entgegnete er.

»Immerhin hat er Euch Euren Posten abspenstig gemacht.«

»Er ist ein Lügner, ein Betrüger und ein Verbrecher!«, brauste Burgermaister auf.

»Ich weiß.« Lukas verschränkte die Arme vor der Brust. »Er hat Katharina furchtbares Unrecht getan.«

»Nicht nur ihr.« Burgermaister ließ sich unaufgefordert auf einen der

gepolsterten Stühle sinken.

»Warum kommt Ihr zu mir?«, wollte Lukas wissen.

Burgermeister schwieg einen Augenblick, ehe er die Faust ballte und damit ärgerlich auf seinen Schenkel schlug. »Ich weiß, dass er hinter dem Angriff auf dich steckt.«

Lukas blinzelte erstaunt. »Wer sagt das?« Seit der Mann, der ihn hinterrücks von der Stadtmauer gestoßen hatte, tot aufgefunden worden war, hatte er sich davon überzeugt, dass er einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war. »Der Kerl war ein Kundschafter des Grafen«, stellte er fest.

»Behauptet Schellkopf«, knurrte Burgermeister.

Jakobus Schellkopf, der inzwischen mit Katharinas anderer Schwester Magdalena verheiratet war, hatte vom Rat den Auftrag gehabt, den Vorfall aufzuklären.

»Und Ihr glaubt ihm nicht?« Lukas wusste nicht, was er von Burgermeisters plötzlichem Auftauchen halten sollte.

»Ich glaube dem Mistkerl kein Wort!«, brauste Burgermeister auf.

»Ich habe Schühlin beobachten lassen«, setzte er dann etwas ruhiger hinzu. »Er und Schellkopf kleben zusammen wie Pech und Schwefel.«

»Schühlin ist sein Schwiegervater«, wandte Lukas ein.

»Meiner auch«, schnaubte Burgermeister.

»Bei Euch dürften die Dinge anders liegen«, gab Lukas zurück.

»Immerhin hattet Ihr den Posten des Kämmerers inne.«

»Hatte.« Burgermeister nahm die Kappe ab und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. »Schühlin hat von Anfang an alles darangesetzt, mir den Posten wegzunehmen. Wenn der Gerechtigkeit Genüge getan worden wäre, würde er längst am Galgen hängen!«

Lukas zog sich einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

»Was wollt Ihr gegen ihn unternehmen?«

»Ich will beweisen, dass er und Schellkopf verantwortlich sind für den feigen Angriff auf dich.«

»Wie wollt Ihr das anstellen?«

»Dazu brauche ich deine Hilfe.«

Lukas hob abwehrend die Hände. »Meines Wissens sind sich Rat und Wache einig, dass es sich bei dem Angreifer um einen Kundschafter des

Grafen gehandelt hat.«

»Warum ist es ihnen dann bis jetzt nicht gelungen, weitere Kundschafter zu finden?«, schoss Burgermeister zurück.

»Weil sie gerissen sind?« Lukas zuckte mit den Schultern. »Seid mir nicht böse, aber ich habe im Moment andere Sorgen.«

»Was für Sorgen?«

»Könnt Ihr Euch das nicht denken?«

»Katharina?«

Lukas nickte.

»Du hast die Anordnung für eine neue Lepraschau.«

»Aber ich habe keine Ahnung, wo Kathi ist!«

Burgermeister schien zu begreifen. »Eine Hand wäscht die andere«, sagte er schließlich. »Wie wäre es, wenn ich dir helfe, herauszufinden, wo sich Katharina befindet?« Er verzog den Mund. »Dann hört auch meine wertige Gemahlin endlich auf, mich mit ihren Bitten zu löchern.«

»Ich habe selbst ein halbes Dutzend Männer ausgeschickt, um nach ihr zu suchen«, entgegnete Lukas. »Ohne Erfolg.«

»Ich kenne viele einflussreiche Leute. Du hilfst mir, ich helfe dir. Abgemacht?« Burgermeister streckte die Hand aus.

Lukas überlegte nicht lange. Vielleicht hatte Burgermeister recht. Zusammen konnten sie vielleicht erreichen, was ihm allein bisher nicht möglich gewesen war. »Abgemacht«, sagte er und schlug ein.

Kapitel 5

»Warte nicht mit dem Essen auf mich.« Jakobus Schellkopf trat auf Magdalena zu und zog sie an sich, um ihr einen Kuss auf die Lippen zu drücken.

Sie war noch erhitzt von dem übermütigen Liebespiel, mit dem sie sich nach dem Aufwachen vergnügt hatten, und seine Berührung sandte einen Schauer über ihren Rücken. Obwohl sie nun schon seit über einen Monat in seinem Haus lebte, kam ihr alles immer noch ein wenig unwirklich vor. Die Leidenschaft und Hingabe, mit der Jakobus ihr nahezu jeden Tag zeigte, wie sehr er sie vergötterte, stiegen ihr zu Kopf. Die hässlichen Worte ihres ersten Gemahls hallten zwar an manchen Tagen immer noch in ihrer Erinnerung nach, doch von »zweiter Wahl« konnte bei Jakobus keine Rede sein. Sie erwiderte den Kuss und legte die Hände auf seine starken Schultern.

Er war ein gut aussehender Mann, stattlich, mit vollem Haar und einem energischen Kinn. Die kaum wahrnehmbaren Fältchen um seine Augen verrieten, dass er gern lachte.

»Die Sitzung wird sicher wieder Stunden dauern«, seufzte er, ließ von ihr ab und setzte sich eine warme Kappe auf.

»Geht es um den Krieg?«, fragte Magdalena.

Er zuckte mit den Schultern. »Um was sonst.«

»Ich bete, dass die Friedensverhandlungen Erfolg zeigen.« Seit sie und Jakobus Mann und Frau waren, hoffte Magdalena noch inständiger, dass endlich wieder Frieden einkehrte. Auch wenn sie es nie laut zugeben würde, fürchtete sie immer noch, dass Gott sie für das, was ihrem ersten Gemahl zugestoßen war, strafen könnte. Was, wenn er ihr Jakobus nahm? Eine kleine Stimme, die sich in letzter Zeit viel zu häufig meldete, flüsterte ihr etwas ein, was sie ärgerlich den Kopf schütteln ließ.

»Was ist?«, erkundigte sich Jakobus.

»Nichts«, erwiderte sie hastig, da sie nicht vorhatte, die Sprache auf Katharina und Lukas zu bringen. Obwohl sie Lukas' Drohung nicht vergessen hatte, war er ihr inzwischen beinahe gleichgültig. Er hatte keine Beweise für seine Behauptung, die ihm ohnedies niemand glauben

würde. Auch seine Zurückweisung schmerzte sie nicht mehr; der Hass auf ihn war mehr oder weniger verpufft.

»Ich bin mir nicht sicher, ob deine Gebete auf offene Ohren stoßen«, unterbrach Jakobus ihre Gedanken. »Der Graf muss endgültig in die Schranken gewiesen werden.«

»Aber was, wenn ...«, hob Magdalena an.

Jakobus legte ihr den Finger auf die Lippen. »Zerbrich dir nicht deinen schönen Kopf«, lachte er, küsste sie erneut und machte Anstalten, den Raum zu verlassen.

»Jakobus?«

Er wandte sich bei der Tür zu ihr um. »Ja?«

»Ganz gleich, was geschieht ...« Aus einem unerfindlichen Grund wurde ihr die Kehle eng.

»Mach dir keine Sorgen«, beruhigte er sie. »Alles wird gut.« Mit diesen Worten verließ er die Schlafkammer und ließ sie mit widerstreitenden Gefühlen zurück. Einerseits wünschte sie sich nichts mehr, als dass dieser vermaledete Krieg endlich zu Ende ginge. Andererseits war ihr klar, dass Jakobus dann häufiger außer Haus sein würde als jetzt. Er war ein Kaufmann wie ihr Vater, der sich auf Reisen begeben musste. Sie trat an das kleine Fenster der Kammer und öffnete es, um die Herbstluft hineinzulassen und ihr erhitztes Gesicht zu kühlen. Seit dem Ausbleiben ihrer letzten Monatsreinigung erschien es ihr im Inneren des Hauses an manchen Tagen heiß und stickig – ein Anzeichen dafür, dass sie ein Kind empfangen hatte. Sie kannte das Gefühl von ihrer letzten Schwangerschaft, der sie eigenhändig ein Ende bereitet hatte. Schauernd dachte sie an den Trank zurück, der dafür gesorgt hatte, dass sie das Kind ihres verhassten ersten Gemahls losgeworden war. Die Schmerzen waren beinahe unerträglich gewesen, die Erleichterung beim Abgang gewaltig.

Sie legte die Hand auf den Bauch und reckte die Nase in den kalten Wind. Dieses Mal würde sie nichts gegen die Frucht in ihrem Leib unternehmen. Die Vorstellung, Jakobus ein Kind zu schenken, erfüllte sie mit Vorfreude. Manchmal fragte sie sich, warum Gott sie mit einer Empfängnis belohnt hatte, ihre Schwester Barbara hingegen immer noch händeringend darauf wartete, Landolf Burgermeister endlich den

ersehten Nachkommen zu schenken. Hatte der Herrgott ihr wirklich vergeben? War der Ablass doch zu etwas nutze? Ihr Blick fiel auf die kleine Kiste, in der sie das Schriftstück eingeschlossen hatte. Zwar bestand die Gefahr, dass Jakobus es irgendwann entdeckte, doch sie wagte nicht, es anderswo aufzubewahren. Die Nähe zu dem Papier gab ihr eine Sicherheit, von der sie hoffte, dass sie nicht trügerisch war.

»Herrin?« Eine Magd steckte schüchtern den Kopf durch die Tür, nachdem sie geklopft hatte.

»Was ist?«, fragte Magdalena, froh darüber, Ablenkung von ihren Gedanken zu finden.

»Die Köchin schickt mich, um Euch zu fragen, ob Ihr besondere Wünsche für morgen Abend habt.«

Magdalena trat vom Fenster zurück und durchquerte den Raum. Fast hätte sie das Gastmahl vergessen, das Jakobus und sie am nächsten Tag für einige der einflussreichen Ratsherren geben würden.

»Es ist wichtig, die richtigen Verbündeten zu haben«, hatte er mit einem listigen Lächeln gesagt.

»Und mein Vater ist so ein Verbündeter?«, war Magdalenas wenig begeisterte Frage gewesen.

Er hatte genickt.

»Dann soll es so sein.« Auch wenn die Aussicht auf den Besuch ihres Vaters sie nicht sonderlich erbaute, würde sie die pflichtbewusste Gemahlin sein, die Jakobus sich wünschte. Es war eine kleine Mühe, allerdings war es ihr wichtig, die Besucher zu beeindrucken. Deswegen folgte sie der Magd in die große Küche im Erdgeschoss und trug der Köchin auf, ein halbes Dutzend Hasen und zwei Gänse schlachten zu lassen, um den Ratsmitgliedern frisches Fleisch vorzusetzen. Dann ging sie in den Weinkeller und überlegte, welcher Wein zu den Speisen passte. Es war das erste Festmahl im Haus ihres Gemahls, weshalb sie alle Erwartungen übertreffen wollte.

Kapitel 6

Markus Schühlin war in Hochstimmung, als er sich auf den Weg zum Rathaus machte, um an der Sitzung teilzunehmen, die wenig überraschend einberufen worden war. Er hatte das Gefühl, den üppigen Busen und die seidige Haut der Magd, mit der er sich vergnügt hatte, noch zu spüren, weshalb er einen schnellen Blick auf seinen Hosenlatz warf. Zu seiner Erleichterung war alles da, wo es hingehörte, der Stoff großzügig genug geschnitten, um nicht aller Welt zu verraten, wie es um seine Männlichkeit bestellt war.

Lange hatte er überlegt, wie er seine Gemahlin loswerden könnte, um endlich die Bedürfnisse zu befriedigen, für die sie schon lange nicht mehr taugte. Doch dann war ihm klar geworden, dass es ihm vollkommen gleichgültig war, ob sie von seiner Untreue erfuhr oder nicht. Wen scherte es, was sie dachte? Sie würde kaum so dumm sein, ihn wegen der Liebschaft zur Rede zu stellen, selbst wenn sie davon erfuhr. Viele durchaus ehrbare Männer gingen ins Hurenhaus oder hielten sich eine Geliebte, und er fragte sich, warum er so lange gewartet hatte. Der Schoß seiner Gemahlin war schon lange verwelkt, die Brüste schlaff und unansehnlich. Zwar wäre es ihm lieber gewesen, sie würde in ihrer vermaledeiten Kapelle tot umfallen, damit er endlich ein neues Weib nehmen und einen Stammhalter zeugen konnte. Doch bis die Natur ihren Lauf nahm, würde er mit der süßen, prallen Gerda dafür sorgen, dass seine Lenden weiterhin im vollen Saft standen. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er sich daran erinnerte, was sie mit ihren Lippen getan hatte.

»Guten Morgen«, drang Jakobus Schellkopfs Stimme zu ihm vor. Sein Schwiegersohn kam aus derselben Richtung wie er und holte ihn in dem Moment ein, in dem er das Rathaus erreichte.

»Schellkopf.« Markus Schühlin tippte sich zum Gruß an die pelzverbräunte Kappe. »Ihr seht rosig aus«, stellte er mit einem anzüglichen Grinsen fest.

»Ihr ebenfalls«, war die trockene Antwort. »Gibt's was Neues?«, erkundigte Schellkopf sich.

»Ich weiß genauso viel wie Ihr«, entgegnete Schühlin mit einem

Anflug von Bitterkeit in der Stimme. Der Bürgermeister und der Schultheiß hatten auch ihm lediglich einen Ratsknecht ins Haus geschickt, um ihn von der bevorstehenden Sitzung in Kenntnis zu setzen. Er vermutete, dass die Friedensbemühungen sich als fruchtlos erwiesen hatten und dass der Krieg bald wieder neu entbrennen würde. Die verfeindeten Parteien hatten zu viel Schaden angerichtet; viele Menschen hatten auf beiden Seiten ihr Leben gelassen. Erst vor wenigen Wochen hatte der Städtebund, dem neben Esslingen Städte wie Augsburg, Nördlingen, Memmingen und Ulm angehörten, die Rüstung verstärkt, während in Ulm ein Oberkommando von Räten der bedeutendsten Mitglieder des Bundes eingerichtet worden war. Seit Mitte September waren die Truppen des schwerfälligen Bundes unter der Führung des Ulmers Walther Ehinger aktiver aufgetreten, hatten Besitzungen des Grafen auf der Ostalb angegriffen und Leipheim erfolgreich belagert. Danach waren die Soldaten weitergezogen, um die Herrschaft Heidenheim anzugreifen und die Klöster Anhausen und Herbrechtingen zu verheeren. Zum Leidwesen des Bundes war die Stadt Heidenheim durch die auf der dortigen Burg stationierten Truppen zu gut geschützt, um auch sie einzunehmen. Seitdem kam es trotz der Friedensverhandlungen immer wieder zu Geplänkeln zwischen den Soldaten des Grafen und den Verbänden der Ulmer, Giengener, Aalener und Bopfinger, in deren Verlauf zahlreiche Söldner zum Feind übergelaufen waren. Es war Zeit, den Grafen von Württemberg endgültig in die Schranken zu weisen, fand Schühlin und mit ihm ein Großteil der Städter.

»Da kommt Burgermeister«, riss Schellkopf ihn aus den Gedanken und zeigte mit dem Kinn in Richtung Rathaus, in dem soeben Schühlin's anderer Schwiegersohn verschwand. »Schmolzt er immer noch?«

Schühlin schnaubte. »Er schmolzt nicht nur, er wird mir allmählich mehr als lästig.«

»Wieso?«

»Ich bin mir sicher, dass er mich beobachten lässt.« In letzter Zeit hatte Schühlin ständig das Gefühl, dass ihm jemand folgte.

Schellkopf lachte. »Hat er immer noch nicht aufgegeben?«

»Wenn er beweisen kann, dass Ihr und ich etwas mit dem Angriff ...«

Er brach den Satz ab, da sich eine Gruppe von Ratsmitgliedern näherte.

»Er kann nichts beweisen«, zischte Schellkopf. »Seid unbesorgt.«

»Euer Wort in Gottes Ohr.« Schühlin setzte ein falsches Lächeln auf, um die Ratsherren zu begrüßen, die sich zu ihnen gesellten. Wenig später machten sie sich auf den Weg zur Ratsstube, deren Bänke bereits zur Hälfte besetzt waren.

Schühlin, dem als Kämmerer ein Platz am Tisch des Bürgermeisters und des Schultheißen zustand, setzte eine ernste Miene auf und nahm Platz. Sobald die Kirchturmuhre die volle Stunde schlug, gab der Bürgermeister einem der Ratsknechte das Zeichen, die Tür zu schließen.

»Ich fürchte, es gibt schlechte Nachrichten«, hob er an und wartete, bis sich das Rascheln der Gewänder und das Tuscheln gelegt hatten.

»Es sieht so aus, als würden die Friedensverhandlungen scheitern.«

»Das war doch klar!«, rief ein Hinterbänkler.

»Was hattet Ihr denn erwartet?«

»Richtig so! Wir dürfen nicht klein begeben!«

Der Bürgermeister hob die Hand, um die Männer zum Schweigen zu bringen. »Wir sollten nicht vergessen, dass es ein königliches Friedensgebot gibt«, mahnte er mit einem Seitenblick auf den Schultheißen.

»Wer hat denn den Krieg angefangen?«, erboste sich ein stämmiger Ratsherr mit rotem Kopf.

»Noch ist nichts entschieden«, fuhr der Bürgermeister fort.

»Allerdings müssen wir uns auf das Schlimmste vorbereiten.« Er wandte sich an Schühlin. »Die Vorräte werden knapp. Es mangelt an Rindfleisch, Mehl, Hafer, Gerste, Malz und Hülsenfrüchten. Außerdem gibt es zu wenig eingesalzene Fisch, Käse und Öl. Den Leuten geht das Geld aus, weil die Preise für Nahrungsmittel so sehr gestiegen sind.«

»Hätten sie Vorräte angelegt, wie vom Rat angewiesen ...«, murkte jemand.

»Nicht jeder ist wohlhabend«, rügte der Bürgermeister. »Je länger der Krieg dauert, desto mehr Menschen sind auf die Hilfe des Rates angewiesen.« Er seufzte. »Sollte der nächste Winter so streng werden wie der letzte, werden wir nicht umhinkommen, Nahrungsmittel zu beschlagnahmen. Vorher muss allerdings versucht werden, so viele

Vorräte wie möglich zu kaufen.«

»Die Stadtkasse ist fast leer«, brummte Schühlin. »Die Söldner ...«

»Können warten«, fiel ihm der Bürgermeister ins Wort. »Es darf auf keinen Fall Hunger ausbrechen!«

»Schon jetzt werden einmal pro Woche die Reste der in den Mühlen anfallenden Kleie an die armen Leute verteilt«, wandte Schühlin ein.

»Sorgt dafür, dass genug Schmalz und Pökelfleisch vorhanden ist, das zu geringen Preisen verkauft werden kann«, forderte der Schultheiß.

Schühlin nickte, auch wenn es ihm nicht gefiel, Geld für die Hungerleider zum Fenster hinauszuerwerfen. Jedem in der Stadt war klar gewesen, dass harte Zeiten auf alle zukamen. Wer nicht vorgesorgt hatte, war seiner Ansicht nach selbst schuld. Doch mit dieser Meinung stand er im Rat allein da. Zu groß war die Angst davor, dass sich die weniger Betuchten dazu hinreißen lassen könnten, in die Dienste des Grafen von Württemberg zu treten.

»Zurück zu den Friedensverhandlungen«, ließ sich der Bürgermeister erneut vernehmen. »Es kann nicht angehen, dass wir und die Bürger von Weil die Hauptlast der Kämpfe in Schwaben tragen«, fuhr er fort. »Es wird Zeit, dass der Bund endlich härter gegen saumselige Mitglieder vorgeht!«

Schühlin lehnte sich zurück, da er wusste, was folgen würde. Wie oft hatten sich die Esslinger schon darüber ereifert, dass zahlreiche Mitglieder des Städtebundes weder Beiträge in die gemeinsame Kriegskasse entrichteten, noch Truppenkontingente stellten. War deshalb nicht erst vor wenigen Wochen von den Ratsboten beschlossen worden, eintausend Schweizer Söldner anzuwerben? Er verschränkte die Arme vor der Brust, setzte eine gewichtige Miene auf und ließ seine Gedanken wieder zu der üppigen Gerda abschweifen.